Gottfried Kinkel's Rede,

gehalten vor den Geschwornen zu Köln am 2. Mai 1850.

Meine Herren vom Hofe!

Meine Herren Geschwornen!

Das Verbrechen, dessen man uns anklagt, ist ein politisches und darf nur vom politischen Standpunkt gewürdigt werden. Gestatten Sie mir einen Blick auf die Weltlage, in der wir uns heute vor einem Jahre befanden. Ich werde kurz sein, denn auf welcher Seite damals das Recht, die Ehre, der Patriotismus starben, darüber hat bereits die Geschichte abgeurtheilt.

Durch die Märzrevolution errang das deutsche Volk die Souveränität. Alle übrigen Rechte, die man uns bewilligte, waren nur Ausflüsse davon. Man gab uns freie Presse, Verein und Versammlung, damit der Volkswille ruhig diskutirt und klar hingestellt, man gab uns Kammern, damit er zu Gesetzeskraft erhoben würde. Die allgemeine Volksbewaffnung gab das Mittel uns in die Faust, diese Souveränität für alle Zeiten zu garantiren. Am unzweideutigsten aber sprach dies Prinzip sich darin aus, daß für viele der kleineren Staaten, für Preußen, für Deutschland konstituirende Versammlungen aus einem ganz demokratischen Wahlgesetz hervorgingen. Als höchste Spitze dieser Volkssouveränität erschien die Frankfurter Nationalversammlung; daß sie souverän sei, das hat im Sommer 1848 unter uns die ungeheure Majorität behauptet, so daß man wohl sagen kann, das ganze Volk war davon überzeugt. Auch von Ihnen, meine Herren Geschwornen, jetzt meine Richter, hat sicher Niemand daran gezweifelt. Sie wissen, wie gemäßigt diese Versammlung verfuhr. Sie kennen den Versuch, den sie machte, um die Freiheitsforderungen der Nation mit der mächtig wieder hergestellten Fürstenmacht zu vereinigen. Man schuf uns eine deutsche Magna Charta in den Grundrechten, aber zum Schirmherrn dieser Magna Charta wählte man unter dem Titel eines Kaisers den König von Preußen; denn am 28. März hatte er für sich und sein Kriegsheer die deutschen Farben angelegt und an die Spitze der deutschen Einheit sich gestellt. Die Durchführung dieses Gedankens war die letzte Rettung für die großen Hoffnungen, welche der heilige März in unserer Brust geweckt hatte; in der Einheit des Volkes lag alle Heilung der großen deutschen Schmerzen, lag die Möglichkeit, auch der Armuth durch einen großen Schwung des ganzen Volkslebens nützlich zu helfen. Diese letzte Hoffnung, friedlich in eine helle Zukunft einzugehen, durfte das Volk nicht fallen lassen.

In diesem Momente befand ich mich als Volksvertreter in Berlin. Beide Kammern bemächtigten sich der Frage, beide trugen darauf an, daß der König die Kaiserwürde und die Reichsverfassung annehmen möge. Ich selbst, meine Herren, habe mit wenigen entschlossenen Männern der Opposition dagegen gestimmt: die Erschaffung einer neuen Krone im 19. Jahrhundert erschien mir als ein Anachronismus, eine Verfassung, die zehn Millionen deutscher Brüder in Oestreich vom Reiche ausschloß, genügte mir nicht, und da die Regierung bereits deutlich genug die Gabe des Volks abgelehnt hatte, schien es mir des von mir vertretenen rheinischen Wahlkreises unwürdig, um die Annahme einer Kaiserkrone nachträglich nochmals zu betteln. Aber in der Laufbahn des Parlamentskampfes gibt es Momente, wo er sich freut, in der Minorität zu bleiben. So war auch mir jener Tag ein freudiger, als die Majorität sich für die Annahme entschied, denn mein Nein, da unsere Stimme ja doch kein Gewicht mehr hatte, war nur ein prinzipielles gewesen. Wohl konnte jene Verfassung keine der Parteien völlig befriedigen, aber sie erschien als ein nützlicher Kompromiß zwischen beiden und brachte uns an das nächste, an das am heißesten angestrebte Ziel unserer Revolution. Wenn Preußen im offenen Bunde mit dem Volkswillen muthvoll auf dem Wege des Fortschritts sich hielt, wenn es sein tapferes Heer für die Reichsverfassung statt gegen sie in den Kampf führte, so war keine Macht stark genug, die Verschmelzung Deutschlands zu hindern.

Aber die Krone gab nicht nach. Die zweite Kammer wurde aufgelöst; damit schwand die Hoffnung einer parlamentarischen Verständigung mit Frankfurt, damit schwand auch die Hoffnung auf friedliche Durchführung einer sozialen Reform; denn bei dem neuen Wahlgesetz, wie es vorauszusehen war und auch wirklich gekommen ist, konnte der arme Mann nicht mehr seine Vertreter unter die Gesetzgeber erwählen. Es war die letzte Krise: die Vereinbarung war vorüber, und wollte das Volk nicht Alles einbüßen, was 1848 errungen war, so blieb ihm nur der Appell an die Waffen. Und wirklich, es erhob sich in Waffen durch's ganze Vaterland. Gegen diese Erhebung rüstete Preußen, seine Landwehr stellte sich nicht. In diesem Augenblick griff auch ich zur Muskete, denn es schien mir Recht, es schien mir Pflicht, zur Muskete zu greifen, und Ihnen meinen Richtern gegenüber erkläre ich auch jetzt, ich glaube Recht gethan zu haben.

Meine Herren! Von meinem Charakter glaubte ich nicht vor Ihnen sprechen zu müssen. Das große Unglück, das auf meinem Haupte ruht, würde mich, so hatte ich gehofft, vor Angriffen schützen, die das nöthig machten. Es ist nicht geschehen. Der erste Zeuge, dem Sie vor diesen Schranken Ihre Geduld schenkten, zwingt mich, von mir zu reden. Sie haben Thatsachen von ihm erwartet, da seine Beamtenstellung ihm eine genaue Kenntniß dessen adiordert, was in seiner Stadt vorgeht; statt dessen hat er sich herbeigelassen, Dreien von uns ein moralisches Armuthszeugniß auszustellen. Er hat mir Eitelkeit als Beweggrund meines politischen Handelns vorgeworfen. Das konnte mich nicht wundern. Noch nie ist ein Mann von idealem Streben von ähnlichen Urtheilen der Dutzendcharaktere verschont geblieben, die an seine Beweggründe den Maßstab ihres eigenen Handelns anlegten. Nun gibt es Männer der Idee, denen die ganz ordinären Beweggründe freilich sich nicht unterschieben lassen, ein Neujahrs-Gratifikationchen, ein neues Titelchen zu dem alten Titelchen, ein Lächeln des Vorgesetzten: Da muß dann, weil Gewinnsucht nicht paßt, Ehrgeiz oder gar Eitelkeit herhalten. Mir ist das nicht einmal neu, und jedenfalls ist es der Widerlegung nicht werth: über meinen Charakter mag die Nation richten, und ich glaube, sie hat schon gerichtet. Aber jener Erstaunliche, der vor Ihnen, meine Herren Geschwornen, so breit und zudringlich sich auf den Richterstuhl setzte, um nicht bloß über unsere Charaktere, sondern auch, wie er bei meinem geehrten Freunde Mayer gethan, über unsre Geistesfähigkeiten!!!

Köln, Verlag und Eigenthum der Expedition der Westdeutschen Zeitung.

abzuurtheilen — Eins hat dieser neu erfunden: er ist meines Wissens der Erste, der an meiner Aufrichtigkeit und der Selbstständigkeit meiner Gesinnung zweifelt. Diese Aufrichtigkeit ist selbst von meinen Kriegsrichtern in Rastatt ehrenhaft anerkannt worden: auch Ihnen will ich den vollgültigen Beweis derselben ablegen. Ja, meine Herren, ich bekenne mich noch heute zu meiner Handlungsweise vom vorigen Mai, ich glaube, daß ich gethan habe als ein Mann von Ehre. Ich bin Sozialist: nicht erst in Folge der Revolution wurde ich es, wie jener Zeuge behauptet, ich war es von Natur, denn seit ich denke und empfinde, hat mein Herz sich zu den Armen und Unterdrückten in meinem Volke gehalten, und nicht zu den Reichen und Gewaltigen dieser Welt. Und weil ich Sozialist bin, darum bin ich Demokrat, denn ich glaube, daß seine eigenen tiefen Wunden nur das Volk selbst zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratischen Staat für die einzige und gewisse Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuschaffen, darum glaube ich auch, daß wenn einmal ein Volk demokratische Einrichtungen erobert hat, dieß Volk das Recht nicht allein, sondern die Pflicht besitzt, diese Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waffen, also zumeist auch mit der Kugel und dem scharfen Stahl, zu vertheidigen. In diesem Sinne bekenne ich mich für das Prinzip der Revolution, für welches seitdem auch mein Blut geflossen ist, und noch heute, ganz der Gewalt der Gegner hingegeben, noch heute bekenne ich mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes mich zu diesem Prinzip. Und darum auch glaube ich, daß ich damals sammt den Freunden an meiner Seite recht gehandelt habe, als ich den Kampf aufnahm, und die höchsten Opfer ihm brachte. Denn uns winkte ein großes Ziel: hätten wir gesiegt, so retteten wir unserm Volke den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe.

Meine Herren, wir haben nicht gesiegt. Das Volk hat diesen Kampf nicht durchgesetzt, hat uns, welche ihm vorausgingen, verlassen. Die Folgen fallen auf unser Haupt. Die nächste Folge ist die Schmach dieses verfehlten Unternehmens. Wir nehmen Sie auf uns, diese Schmach, dieses Lächeln des Spottes, das mehrfach bei den Verhandlungen dieser Tage aufgeblitzt ist. Wir, obwohl unsern persönlichen Muth kein leisestes Zeugniß verdächtigt hat, tragen für unsere Partei die unvermeidliche Schande, daß auch feige Gesellen sich an uns anschlossen. Wir wissen es ja, daß jeder großen heranahenden Geschichtsthat kleinere Vorspiele voraufgeben müssen, welche Mißlingen und neben dem Unglück auch den Spott auf diejenigen werfen, die in ihnen handelnd aufgetreten sind. Eins aber halte ich in dieser Sache für keine Schmach, und darin muß ich dem Herrn Staatsprokurator widersprechen. Mit einer Zartheit, die mich ihm zum Danke verpflichtet, hat er als den Grund, warum ich vielleicht nicht mit voller Aufrichtigkeit vor dem Hofe zu meiner That mich hätte bekennen mögen, die Beschämung angegeben, die mich erfüllen müsse, wenn ich mich als Complice mit einem Mann von der geringen Bildung und dem Rufe Bühl's erklären solle. Nein, meine Herren, das ist für mich keine Schmach, daß der Proletarier seine Hand in die meinige schlägt!

Ob das wahr ist, was der Zeuge Schlömbach von ihm aussagt — ich weiß es nicht und will daher dem Zeugen nicht entgegentreten, der bei seiner genauen Bekanntschaft mit diesen Sachen leicht besser weiß, was im Hause des Mannes vorgeht, als der Mann selber. Ich weiß nur, daß Bühl durch die jahrelange Haft Alles verloren hat und Nichts, gar Nichts in die Freiheit mitnimmt, als seine arbeitgewohnten Hände. Das dünkt mich ein gutes Unschuldszeugniß. Aber wäre selbst jener Vorwurf wahr, so würde ich immer noch nicht mich schämen: denn mich schrecken selbst die Eiterbeulen des Proletariats nicht ab, weil ich weiß, daß nicht die Armuth selber für ihre Eiterbeulen verantwortlich ist. Nie ist eine Weltidee dadurch geschändet worden, daß die Zöllner und Sünder sich zu ihr bekannten. Darum drückt sie uns nicht, diese Scham um die Flecken unserer Partei: aber eine andere Frage ist's, die vor diesen Schranken entsteht. Sind wir nun strafbar, nachdem wir nicht gesiegt haben, strafbar nach diesen Artikeln des Code penal von Napoleon?

Fürwahr nein, meine Herren! Jene Artikel finden auf die Staatsverhältnisse von 1849 keine Anwendung. Sie wurden Gesetz unter einer militärisch-absoluten Monarchie: eine Nationalgarde kannte das napoleonische Frankreich nicht. Wir aber beschließen die allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer, und nur in dem Sinne konnte unsere Bürgerwehr eine Bedeutung haben, daß sie nicht Sonntags Parade spielte, sondern mit den anvertrauten Waffen die Volksrechte schützte gegen jeden Uebergriff von oben. Und das war es, was wir thun wollten: von den Verbrechen jener Artikel lastet Keines auf uns. Man sagt zu uns: Ihr wolltet die bestehende Verfassung umstürzen. Welche Verfassung meint man? Die neue Preußische? Wem von uns ist das eingefallen? Oder die Frankfurter? Diese zu schützen, zogen wir aus. Bei Ihrem Gewissen, meine Herren, sind wir es gewesen, die Attentate auf die Verfassungen gemacht haben? Wer den Bürgerkrieg wollten wir entzünden? Wer wagt Das zu behaupten? Wer will es leugnen, daß durch eine Erhebung des ganzen Volkes in Waffen, aber eine großartige friedliche Erhebung, die Krone auch ohne Bürgerkrieg auf den Weg des Fortschritts gedrängt werden konnte? Ja, wenn das Alles wahr wäre, was die Anklageakte uns Schuld gibt, wenn wir uns verschworen hätten, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, wenn wir uns bewaffnet hätten, ein Zeughaus zu stürmen, wenn wir den Bürgern Waffen gegeben hätten zu einer solchen Erhebung, dann, selbst dann würden wir nach einer Niederlage wohl Unglückliche sein, aber Strafbare keineswegs: wir hätten es gethan, nicht um eine Verfassung umzustürzen, sondern eine wankende zu halten; wir hätten es gethan, nicht um den Bürgerkrieg zu wecken, sondern um den Bürgerkrieg zu hindern, den gräßlichen Bürgerkrieg, der die Iserlohner Landwehr in den Tod trieb gegen die deutschen Schützen auf dem Thurme von Durlach, der in seinen Folgen Dortu zur Kugel, Corvin zum

(Die Hälfte des Ertrages ist für Kinkel's Kinder

Spitzrade verurtheilte. Wie es geworden ist im Vaterlande, weil wir nicht siegten, das sehen Sie! Wenn wir aber siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren, statt des Falldeils, mit dem heute ein rheinischer Staatsprokurator im Bunde mit dem Gesetz des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!

Nun aber ist das Alles nicht geschehen, hat nicht geschehen können durch uns, und selbst nach dem Buchstaben des Strafgesetzbuches sind wir schuldlos. Die Herren Vertheidiger haben die Thatsachen bereits in's hellste Licht gestellt, wie diese aus den Zeugenaussagen sich ergeben: ich werde nicht mehr in ermüdendes Detail eingehen, denn ich bin überzeugt, daß schon ehe ein Wort von dieser Seite gesprochen wurde, alle Beweise gegen uns vor Ihrem klaren Verstande in ihr Nichts zerrennen waren. Nur auf Eine Thatsache will ich noch aufmerksam machen. Vor Tausend Menschen haben wir an jenem Tage, in jener Nacht geredet und gehandelt. Man hat aus jenem Tausend über dreihundert Personen vernommen, und die Verhandlungen dieser Tage werden Ihnen mehr als einmal den Beweis geliefert haben, daß der Bonner Instruktionsrichter ein Mann ist, der seine Pflicht im weitesten Sinne zu erfüllen versteht. Aus diesen Zeugen hat man die zumeist gravirenden ausgesucht und gegen uns aufgestellt — und Sie haben es mit Ihren Ohren gehört, daß auch nicht ein einziger Zug, der einen wirklichen Beweis gegen uns enthielte, von zweien dieser Zeugen gleichmäßig — erzählt und vereidigt worden ist! Was sagen Sie dazu, meine Herren? Ist es erhört, auf solchen Moorgrund gegen einen Bürger eine dreifache Anklage zu stellen, deren jede auf ein Todesurtheil zielt? Ich verschwende an diese Sache kein Wort mehr: ich habe nicht einmal Veranlassung, aus dem ernsten Tone der Rüge in einen sanfteren überzugehen und an Ihr Herz mich zu wenden. Das Einzige, wovon ein Schein übrig bleibt, ist: daß ich Bürger zur Bewaffnung aufgereizt hätte. Ich will es Ihnen sagen, wie es mit dieser Aufreizung ging: ich sage es Ihnen gerne, weil in meinem Handeln dies Eine zweideutig scheinen könnte, daß ich von einem Unternehmen, in das ich selbst mich stürzte, Andere eher abzuhalten suchte.

Mit voller Schärfe steht jener zehnte Mai noch vor mir: denn dieser Tag, an dem ich, bis dahin ein hochbeglückter Mann, von all meinem Lebensglück schied, er ist mit den glühenden Nadeln des Schmerzes in meine Seele gegraben. Der Sturm jener drangvollen Zeit riß mir Stück um Stück vom Herzen weg: doch um 5 Uhr stand in mir noch kein Entschluß fest. Ich ging in die Universität, ich hielt ruhig und gelassen wie immer meine Vorlesung: es war meine letzte. Um 6 Uhr trafen die Nachrichten ein aus Elberfeld und Düsseldorf: sie schlugen zündend in meine Brust, ich fühlte, daß für mich die Stunde da sei, wo die Ehre gebot, zu handeln. Aus der Versammlung ging ich nach meiner Wohnung, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Abschied von dem Frieden meines Hauses, von dem Amte, das zwölf Jahre mich beglückt, das ich zwölf Jahre, wie ich glaube, treu verwaltet hatte, ich nahm Abschied von dem Weibe, an dessen Besitz ich schon einmal meine Existenz gesetzt, Abschied von meinen schlafenden Kindern, die nicht träumten, daß sie in dieser Minute einen Vater verloren. Aber als ich nun über die Schwelle trat in die dunkelnde Straße, da sprach ich zu mir: „Du durftest diesen Entschluß fassen, denn welches auch seine Folgen sein mögen, Du weißt es, daß der Trost der Idee und der Ueberzeugung Dich niemals verlassen kann: aber einen andern Gatten, einen andern Vater hast Du kein Recht, mit fortzureißen in den gleichen furchtbaren Entschluß!" In dieser Stimmung betrat ich die Rednerbühne, in dieser Stimmung mahnte ich Jeden ab, dessen Herz nicht fest sei wie das meinige — und aus dieser Rede macht die Anklage eine unmittelbare Aufreizung! Glauben Sie nicht, meine Herren, als wolle ich durch Rührung Sie überraschen, Ihr Mitleiden erwecken. Ja, meine Herren, ich weiß es, und die Begnadigungen des Jahres 1849 haben mich darüber belehrt, daß Ihr Schuldig ein gewisses Todesurtheil in sich schließt: aber trotzdem begehre ich Ihr Mitleid nicht. Nicht für meine Mitbeschuldigten, denn diesen sind Sie nicht Mitleiden, sondern eine Genugthuung schuldig für die lange unverdiente Haft.

Nicht für mich, denn so unschätzbar mir Ihre Theilnahme als Bürger und Männer ist, so wenig hat Ihr Mitleiden für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, sind so furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maaß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert, durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein Liebesblick treuer Freunde dringt. Man hat einen deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als Einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilsames Herz dazu verdammt in seelenloser Zwangs-Arbeit, in Versagung aller geistigen Hülfsmittel langsam hinzusterben. Der Giftmischerin, dem Raubmörder, dem entsetzlichen gräulichen Verbrecher, sobald einmal über seinem Haupt das Wort der Begnadigung erscholl, wird es vergönnt, die Luft seines Rheinlandes zu athmen, das Wasser seines grünen Stromes zu trinken — o diese vierzehn Tage haben es mich gelehrt, welche Seligkeit schon Luft und Wasser der Heimath sind! Mich aber hält der ferne, trübe, kalte Nord, und nicht einmal hinter dem Gitter ist es mir vergönnt, die Thränen meines Weibes zu sehen und in die Lurikelaugen meiner Kinder zu blicken! Ich begehre Ihr Mitleiden nicht, denn wie scharf Ihr Spruch, wie blutig dieses Gesetzbuch sei, Sie können mein Loos nicht gräßlicher machen, als es ist. Der Mann, den man vor diesen Schranken der Feigheit zu zeihen wagte, hat im letzten Jahre dem Tode in seinen verschiedensten Gestalten so oft, so nah, so kaltblütig in's Auge gesehen, daß auch die Guillotine ihn nicht besonders mehr erschüttert. Ich will Ihr Mitleiden nicht: Aber mein Recht verlange ich von Ihnen, mein Recht wälze ich auf Ihr Gewissen, und weil ich weiß, daß Sie, Bürger Geschworne, Ihrem rheinischen Mitbürger sein Recht nicht versagen können, darum erwarte ich mit der ruhigsten Zuversicht aus Ihrem Munde das Nicht-schuldig.

Ich habe gesprochen: nun richten Sie!

---

bestimmt.)

Köln, Druck von M. Becker.

PETER PAUL RUBENS.

VORTRAG,

gehalten im Rathhaussaale zu Zürich

von

Gottfried Kinkel,

Professor der Archäologie und Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
1874.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Mit Rubens greife ich aus der modernen Kunstgeschichte geradezu den populärsten Stoff heraus, der keinem der Zuhörer ganz unbekannt ist. Denn bei ihm waren Fleiss und Fruchtbarkeit so gross, dass Jedermann eins seiner Originalbilder, oder doch einen und den andern Kupferstich nach ihm kennt, und sein Stil ist so ausgesprochen, dass kein Meister, wenn man ihn einmal gesehen hat, auch von dem Laien so leicht in einer Bildersammlung herausgefunden wird.

Peter Paul Rubens ist gut bürgerlichen Geschlechtes. Er stammt aus einer Familie, die mehrere Jahrhunderte in Antwerpen das solide Handwerk des Gerbers trieb. Es war aber ein aufstrebendes Haus, das auf höhere Kreise der Thätigkeit ausblickte. Der Grossvater wurde schon Apotheker; der Vater, Jan Rubens, studirte, und besuchte Italien, um auf der Universität zu Rom, der Sapienza, das Diplom als Doctor beider Rechte zu erwerben. Heimgekehrt und im Besitz eines stattlichen ererbten Vermögens, wurde er Schöff von Antwerpen und heirathete eine schöne und kluge Frau, die Maria Pypelincx. Da brachen die Religionsstürme über Belgien herein. Gegen die spanische Inquisition unterzeichnete der Adel das Compromiss; der Pöbel setzte den Bildersturm von 1566 in Scene, und die Oranier griffen zu den Waffen. Alba's Antwort war 1568 die Hinrichtung der Grafen von Egmont und Hoorn; Van Straelen, Bürgermeister von Antwerpen, wurde zu Vilvoorde geköpft. Schöff Rubens war ebenfalls im Herzen

Calvinist und stand mit dem grossen Oranier in Unterhandlung. Schon war er Philipp II. von einem geheimen Agenten denuncirt — da raffte er sein bewegliches Vermögen zusammen und flüchtete mit der Frau und den vier Kindern nach Köln. Hier ernannte Wilhelm von Oranien, als er persönlich den Oberbefehl im Revolutionskrieg gegen die Spanier übernahm, den rechtsgelehrten Doctor zu seinem Rath. Wilhelm war damals in zweiter Ehe mit Anna von Sachsen, der Tochter des berühmten Kurfürsten Moritz, vermählt. Aus dieser Ehe ist der tapfere Prinz Moritz entsprungen, der hernach mit gleichem Genie als Feldherr und als Staatsmann das Werk des Vaters, die Befreiung der nördlichen Niederlande von Spanien, durchführte. Aber glücklich war die Ehe nicht; sie wurde geschlossen, ohne dass man einander kannte, und zwischen den Gatten bestand kein gutes Verhältniss. Anna lebte damals zu Siegen, in den nassauischen Erblanden des Hauses; von dort leitete sie ein Verfahren gegen die spanische Regierung ein, um aus den confiscirten Gütern ihres Gemahls ihr Witthum zurückzuerhalten, und wurde darin von mehreren protestantischen Fürsten unterstützt. In diesem Handel bediente sie sich des Doctor Rubens als Rechtsbeistandes, und er hatte mehrmals die Reise von Köln zu ihr nach Siegen zu machen. Die Fürstin war nicht schön, aber sie war lebhaft, gegen die Meinung der Welt sorglos, liebte den Luxus und eine brillante Toilette. Sie fasste eine heftige Leidenschaft zu ihrem Rechtsfreund, und dieser widerstand ihren Avancen nicht. Wilhelm von Oranien war zwei Jahre im Feld gestanden, ohne seine Frau zu besuchen; ihr Fehltritt konnte nicht verborgen bleiben. Der Graf Johann von Nassau-Katzenellenbogen, der zu Siegen residirte, meldete dem Prinzen die Schuld seiner Frau und liess im März

1571 den Doctor Rubens, wieder auf einer Reise nach Siegen, verhaften und auf das Schloss zu Dillenburg gefangen setzen. Man wollte ihm an's Leben, aber zum Meuchelmord waren beide Fürsten zu gewissenhaft, man brauchte auch einen Zeugen gegen die Schuldige, und eine öffentliche Hinrichtung hätte das Vergehen der Prinzessin sofort in Aller Mund gebracht. Er selbst hatte seine Schuld bekannt und erwartete den Tod. Zur Geheimhaltung war übrigens nicht lange mehr Grund: im August wurde die Fürstin entbunden, der Prinz von Oranien erklärte das Kind für unächt und leitete die Scheidung ein.

Ehe es aber dazu kam, erhob sich des Rubens Frau Maria in der ganzen Grösse eines Frauenherzens. Nach Wochen schrecklicher Ungewissheit erfuhr sie in Köln auf Einen Schlag die drei furchtbaren Nachrichten: der Mann ihr treulos, der Mann verhaftet, der Mann mit dem Tode bedroht! Man dachte daran, ihm auch die Partei-Ehre zu rauben und unter dem Vorwand eines politischen Verraths ihm an's Leben zu gehen. Wer schildert die dunkle Lebensstunde, welche die wackre Frau durchrang! Nicht einmal mit den Kindern konnte sie ja ihren grössten Schmerz theilen, die sie bald als Waislein vor sich sah — der Aelteste kaum neun Jahre alt! Endlich trafen denn auch Briefe ihres Mannes ein. Er bat um ihre Verzeihung, er redete als ein Verzweifelter, er wünschte sich den Tod, um seine Sünde gegen sie zu büssen. Da schrieb sie ihm jenen unsterblichen Brief der Treue, der vom 1. April 1571, zwischen Mitternacht und Ein Uhr, datirt ist; nicht leicht wird ihn Jemand ohne ein feuchtes Auge lesen. Ohne Vorwurf, ohne Rückhalt, schenkt sie ihm ihre Verzeihung; sie erinnert an die Jahre der Liebe, da er sie so glücklich gemacht; sie richtet seinen Muth zum Leben wieder auf; sie

schickt ihm die Grüsse seiner Kinder und schliesst mit den Worten: „Schreib mir nur niemals wieder: Dein unwürdiger Mann, denn das ist vergeben. Deine treue Frau Maria Rübbens.“

Aber nicht in diesem weichen und doch so tiefen Gefühl allein erging sich die kraftvolle Frau, sondern klug und gefasst raffte sie sich auf zur Rettung des Vaters ihrer Kinder. Schon vor jenem Brief hatte sie sich an die Mutter des Prinzen um Gnade gewendet; jetzt bestürmte sie die beiden Oranien. Zweimal reiste sie nach Dillenburg, um den Grafen Johann zu sprechen und ihrem Mann, den sie beide Male nicht sehen durfte, wenigstens eine leichtere Haft zu verschaffen. Als man ihr alle weitere Gnadengesuche verbot, drohte sie, falls man ihren Mann tödte, die Schuld der Fürstin der ganzen Welt bekannt zu machen. Und die Frau setzte es durch! Nach zwei vollen Jahren, im Frühling 1573, drang sie in's Gefängniss ihres Mannes, und gegen eine Caution von 6000 Ecus durfte sie ihn in das Haus heimführen, das sie für ihn gemiethet hatte. Es war ein Pfingstsonntag, der 10. Mai — und was für ein Lenztag muss das gewesen sein, als er in dem Garten dieses Hauses die Baumblüthe wieder sah, und die schönen Kinder, denen er fast fremd geworden, wieder auf seine Kniee kletterten! Ein freier Mann war er wohl noch nicht; er musste in Siegen leben; auf die erste Aufforderung sollte er sich wieder im Kerker stellen; ein Geschäft durfte er nicht anfangen, die Kirche nicht besuchen, und nur unter Begleitung des Prinzenhofmeisters war ihm zuweilen ein unbemerkter Spaziergang in's Freie erlaubt. Wenn Frau Rubens um Erleichterung einkam, wurde ihr bedeutet, dass gewisse Personen zu schwer beleidigt seien, um dem Schuldi-

gen, wenn er zu öffentlich lebe, nicht einen Schaden anzuthun.

In dieser tiefen Stille der Häuslichkeit wurde im folgenden Jahr Philipp Rubens, drei Jahre später, am 29. Juni 1577, der grosse Maler geboren. Es war der Tag Petri und Pauli, und hiervon erhielt er seinen Taufnamen. Inzwischen war 1575 die Scheidung des Prinzen von Oranien ausgesprochen, er hatte sich in dritter Ehe glücklich mit Charlotte von Bourbon vermählt, und wenige Monate nach unseres Rubens Geburt, im Herbst 1577, starb Anna von Sachsen; wie man sagte, am Trunk. Der Doctor Rubens wandte sich jetzt sofort mit einer Bittschrift an den beleidigten Ehemann und erlangte am 15. Mai 1578, nach sieben Jahren der Haft, durch eine von drei gräflichen Räthen und ihm selbst unterzeichnete Urkunde seine Freiheit. Die Urkunde besagt: um seine Vermögenssachen führen zu können, dürfe er eine Stadt näher bei den Niederlanden bewohnen, nur nicht in den oranischen Erblanden; er müsse auf den ersten Ruf sich wieder stellen, jedes Jahr seinen Aufenthalt schriftlich anzeigen und die Person des Prinzen vermeiden. Jetzt erst bezog die Familie das Haus zu Köln in der Sternengasse, welches den falschen Anspruch macht des Rubens Geburtshaus zu sein. Inzwischen war Antwerpen nach langer Belagerung übergeben, die belgischen Niederlande rettungslos dem Spanier verfallen. Ohne Zweifel um sein confiscirtes Vermögen wieder zu gewinnen, wurde der Doctor jetzt wieder katholisch und fand 1587 in der Peterskirche zu Köln sein Grab. Die Frau setzte ihm eine Grabschrift, welche die fromme Lüge enthielt, dass er mit ihr 26 Jahre gelebt habe, ohne ihr je zu einer Klage Anlass zu geben, und die Familie vermied ängstlich jede Erinnerung an seinen Fehltritt und

dessen Strafe, so dass sogar auf dem Grabstein des Malers zu St. Jakob in Antwerpen, um Siegen nicht nennen zu müssen, gar kein Geburtsort angegeben ist. Das letzte Werk des Sohnes, grade vor seinem Tode vollendet, ist übrigens die berühmte Kreuzigung Petri, welche heute noch den Hochaltar der Peterskirche in Köln schmückt.

Ein Jahr nach dem Tode des Mannes ging die Wittwe Rubens nach Antwerpen zurück, erlangte den grössten Theil des Familienvermögens wieder und förderte ihre sieben Kinder in der Welt. Peter Paul Rubens erhielt seine Erziehung in der Jesuitenschule. Man darf die Jesuiten in ihren Anfängen nicht mit dem verwechseln, was sie heute sind. Die Schulen des Ordens waren dazumal wegen ihrer fasslichen, von der Pedanterie protestantischer Scholarchen ganz freien Lehrmethode sehr geschätzt, und hier hat Rubens den Grund zum vertrauten Verständniss des Alterthums, zu seinem vortrefflichen Lateinsprechen gelegt. Besonders gern sandte man auch darum die Knaben guter Familien zu den Jesuiten, weil sie dort feine Sitte und weltmännischen Anstand lernten. Auch ist Rubens dem Orden immer anhänglich geblieben: er trat später in eine Laienbruderschaft von Affiliirten, und nach seinem Entwurfe ist die seither abgebrannte Jesuitenkirche zu Antwerpen erbaut, die er auch mit 39 colossalen Bildern aus der Geschichte des Ordens geschmückt hat. Nach Vollendung seiner classischen Studien war er dann eine Zeit lang Page am Hof einer Edelfrau, der Margaretha von Ligne, Wittwe des Grafen Philipp von Lalaing, aber das Hofleben gefiel ihm nicht. In einer Stadt wie Antwerpen, wo eine ganze Gilde von Malern ihre Ateliers hatte, musste die Malerei sich jedem strebenden Talent als ein brillantes Geschäft aufdrängen. Die Mutter widerstand eine Zeit

lang; dann gab sie den Sohn auf das Atelier eines guten Landschafters, des Tobias Van Haegt. Hierauf lernte er das Figurenmalen bei Adam Van Noort, der in Italien nach Paolo Veronese sich gebildet hatte, aber durch Trunk und grobe Sitten seine Schüler abstiess. Die vier letzten Jahre seiner Lehrzeit endlich verbrachte er bei Otho Venius. Hier traf er wieder die feinste Gesellschaft. Octavius van Veen war von Adel, die Familie stammte von den Herzogen von Brabant ab, die Töchter lernten beim Vater die Malerkunst. Dieser war damals Hofmaler bei dem Prinzen von Parma, hatte classische Studien gemacht und war lange in Italien gereist. Edle Auffassung der menschlichen Figur, eine geschickte Composition und eine grosse Feinheit der Palette konnte Rubens von ihm lernen; aber Venius war ein ruhiger Mensch, ohne starke Leidenschaft, und gleich die ersten Werke des Schülers zeigen seine Selbstständigkeit: es waltet in ihnen ein Feuer der Bewegung und des Colorits, das nicht von jenem Herd genommen ist. So trat er, eigentlich schon ein Fertiger, 1598 als Meister in die St. Lucas-Gilde von Antwerpen. Sein Lehrer vermittelte ihm noch die Bekanntschaft mit dem Regentenpaar, das nach Philipps II. Tod die Herrschaft der spanischen Niederlande antrat, und mit den Empfehlungsbriefen Alberts und Isabella's versehen ging Rubens im Frühling 1600 nach Italien.

Italien, und Rom vor Allem, war das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch die Sehnsucht der Niederländer gewesen. Sie suchten dort den idealen Stil, der auf dem bürgerlichen Boden ihres Vaterlandes nicht erwuchs, und besassen nun doch nicht Bildung genug, um den derben niederländischen Realismus ganz abzustreifen. Man kann es den einzelnen Vorgängern des Rubens ansehen, wie sie,

einige dem Raffael, andre dem Michelangelo, dem Correggio, dem Tizian und dem Tintoret nachstrebten. An ihren Werken haftet dadurch etwas Unbefriedigendes: sie ermüden uns alle, wenn man Reihen von ihnen in den Kirchen und den städtischen Gallerien Belgiens zu sehen bekommt. Es war die Rettung der belgischen Malerei, dass in Rubens ihr ein durchaus selbstständiger Geist aufstand. Auch Rubens lernte von den Italienern. In Venedig begann er für sich die grossen Meister zu copiren, deren Bilder damals noch im frischen Glanz ihrer Farben strahlten. Dann trat er fünf Jahre lang in den Dienst des Herzogs Vincenzo Gonzaga von Mantua, der ihn ausdrücklich zum Copiren der grossen Italiener verwandte und zu diesem Zweck mehrmals nach Rom schickte; doch blieb ihm Zeit, in Italien auch einige eigne Erfindungen auszuführen, von denen das Altarblatt in der Chiesa Nuova zu Rom noch an seiner Stelle sich erhalten hat. Auch Florenz und Genua hat er besucht, und einmal verwandte ihn der Herzog, um an König Philipp III. von Spanien Geschenke zu überbringen. Im Ganzen war es keine Stellung, die den Künstler befriedigen konnte; der Herzog hat kaum einmal ein eigenes Bild bei ihm bestellt, und gewiss verliess Rubens dessen Dienst gerne, als die Krankheit der geliebten Mutter ihn 1609 nach Antwerpen zurückrief. Er fand sie nicht mehr unter den Lebenden, und in dem tiefen Schmerz ergriff ihn das Heimweh nach Italien. Er wollte wieder nach Rom, aber das Vaterland brachte ihm jetzt Anerbietungen von Ehre und Glück entgegen, denen sich nicht widerstehen liess.

Um die Niederlande auszusöhnen, hatte in seinen letzten Lebensjahren Philipp II. den Gedanken gefasst, ihnen eine halb selbstständige Regierung zu bewilligen. Er ver-

mählte seine Lieblingstochter Clara Isabella mit dem Erzherzog Albrecht von Oestreich, der zu diesem Zwecke die Cardinalswürde niederlegte und wieder weltlich wurde. Alle Protestanten waren bereits aus den spanischen Provinzen verwiesen, die übrig gebliebenen Katholiken wünschten die Vereinigung mit den calvinistischen Niederlanden nicht mehr: man konnte menschlicher regieren. Die Inquisition wurde abgeschafft, und wenn sie unter der Form von Hexenprocessen fortdauerte, griff sie doch in's Gebiet der Kunst und in die höhere Gesellschaft nicht hinein. Die Erzherzöge, wie man das Regentenpaar bezeichnete, brachten das Land wieder zu einiger Blüthe. Kurz nach des Rubens Heimkunft kam es zu einem zwölfjährigen Waffenstillstand zwischen den beiden getrennten Theilen der Niederlande. Eine unerhörte Menge neuer kirchlicher Stiftungen ging von den Regenten aus; die Orden, die Corporationen der Städte, die Gilden eiferten ihnen nach; was Bildersturm und Krieg zerstört hatten, was aus den eroberten Städten nach Spanien geschleppt war, das Alles sollte durch neue Kunstwerke ersetzt werden, und für zahllose Künstlerhände fehlte es nicht an Bestellungen. Vorauf ging das Fürstenpaar; wie alle Habsburger hatten sie, bei aller ihrer persönlichen Beschränktheit, eine aufrichtige Freude an der Kunst. Erzherzog Albrecht wünschte schon früher Rubens aus Italien zurück; jetzt liess er ihn aus den Niederlanden nicht mehr los. Er bestellte bei ihm sofort den grossen Flügelaltar für die Bruderschaft von St. Ildefonso in Brüssel, die Madonna in Glorie dem Heiligen ein Messgewand überreichend, während auf den Flügeln Albrecht und Isabella, von ihren Namensheiligen begleitet, auf Betstühlen knieen. Das Werk ist jetzt im Belvedere zu Wien und zeigt den Meister, obwohl eben

erst aus Italien zurückgekehrt, auf der vollen Höhe seiner Selbstständigkeit. Er hat dies Bild noch mehrmals wieder erreicht, aber übertroffen hat er es nicht wieder. Die Bildnisse der beiden Fürsten, zumal der leichte Anstand der hochgewachsenen Spanierin mit der schlanken Aristokratenhand, sind wahre Muster der Vornehmheit. Für dies Bild erhielt er die Stelle als Hofmaler: allein den Hof liebte er nicht und bat in Antwerpen leben zu dürfen. Aber wohl mehr noch als Fürstengunst hat eine schöne Frau ihn dem Vaterland gerettet: im Herbst desselben Jahres heirathete er seine Schwägerin Isabella Brant, ein blühendes und verständiges Mädchen, voll in den Formen, leicht brunett, mit der er die sechszehn glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht hat. Die impertinente Maleranekdote, die an jede charakteristische Figur eines merkwürdigen Bildes ihr Gewebe anspinnt, will wissen, dass Rubens auf dem jüngsten Gericht zu Düsseldorf seine erste Frau in die Hölle, seine zweite in den Himmel versetzt habe. Das wäre empörend auf alle Fälle; die Gesinnung des Mannes gegen Isabella spricht aus dem Brief, den er am 15. Juli 1626, wenige Wochen nach ihrem Tod, schrieb:

„Ich habe eine vortreffliche Gattin verloren; man konnte, ja man musste sie von Rechtswegen lieben, denn sie hatte keinen der Fehler ihres Geschlechtes: keine böse Laune, keine weiblichen Schwächen, sondern einzig Güte und Zartsinn; ihre Tugenden machten sie der ganzen Welt lieb, und nach ihrem Tode erwecken sie allgemeine Betrübniss."

Das Leben des Rubens mit dieser Frau war ebenso glänzend als glücklich. Zwei Jahre nach der Heirath baute er sich das prächtige heut noch bestehende Haus in Antwerpen. Durch südliche Bogenhallen trat man in einen

weiten Garten mit schönen hohen Bäumen besetzt. Dort erhob sich eine prachtvolle Kuppelrotunde mit Oberlicht, wo Rubens seine aus Italien mitgebrachten Bilder von andern Meistern, seine Copien, und eine bedeutende Sammlung von Alterthümern aufstellte. Hier auch spielten bald um ihn die zwei schönen ältesten Knaben, deren gescheite Züge sowohl wie die der stattlich gekleideten Mutter er mehr als einmal so mit rechtem Stolz des Familienvaters abgebildet hat.

Seit dieser Uebersiedlung nach Antwerpen tritt nun die Schöpferkraft des Meisters in ihre volle Thätigkeit. Die ersten Bilder, und jeweilen auch noch später irgend ein feineres Werk, hat er ganz mit eigener Hand ausgeführt: bald aber mehrten sich die Bestellungen so, und sein Atelier füllte sich mit so talentvollen Schülern, dass er an eine Theilung der Arbeit denken konnte und musste. Für alle Werke von colossalem Umfang entwarf er jetzt eine Skizze: einer der geschicktesten Gehülfen wurde angestellt, das Bild unter den Augen des Meisters nicht blos zu untermalen, sondern im Ganzen fertig zu machen: dann vollendete Rubens mit raschen Meisterstrichen die Uebermalung. Auch kam vor, dass er in die Landschaft eines Freundes oder eines Schülers die Figuren hineinsetzte, oder auf einem fertigen Bild durch einen geschickten Maler die Nebensachen, etwa Thiere und Früchte, ausfüllen liess. Blosse Wiederholungen eines schon fertigen Bildes, also eigentliche Copien, malten die Gehülfen ganz allein. Geist und Charakter waren bei ihm so gewaltig, dass er seine Schüler vollständig eroberte; so lange sie bei ihm auf dem Atelier waren, haben der feinnervige van Dyck, der derbe Calvinist Jordaens, der farbenkräftige Snyders gemalt als hätten sie dem Rubens die Palette aus der Hand genommen. Er selbst be-

zeichnete dem Käufer sehr gewissenhaft, was Copie, was fremde Untermalung, was ganz seine eigene Hand war: uns, bin ich überzeugt, wird die Unterscheidung zwischen Originalen und Atelierbildern in so vielen Fällen nicht mehr möglich. Aber wenn wir auch diese Theilung der Arbeit zugestehen, bleibt Rubens schon blos im Punkt der Erfindung und Composition der mächtigste Schöpfer unter allen Malern der Welt. Die grossen Gallerien beweisen das. München hat im Rubenssaal und dem anstossenden Cabinet 89 Gemälde aus allen Gattungen, Perioden und Manieren des Meisters; der Louvre 45; das Belvedere in Wien 40, wozu noch die annähernd gleiche Zahl beim Fürsten Liechtenstein kommt; die Gallerie in Antwerpen 22, nebst Vielem in den dortigen Kirchen; und zwar sind hier die religiösen Hauptstücke vorhanden, in welche der Meister seine Ehre setzte, weil sie bestimmt waren im Lande zu bleiben. In England sieht man Schönstes auf Schloss Blenheim in dem Rubenssaal des Herzogs von Marlborough; dazu kommen 11 Stücke in der Londoner Nationalgallerie. Vieles ist in Dresden, Berlin, Cassel, Madrid und zerstreut in Italien; den Rhein hinauf schöne Sachen in Darmstadt, Frankfurt, Köln, Düsseldorf: mit Einem Wort, Rubens fehlt in keiner der grösseren oder mittleren Gallerien diesseits der Alpen. Die Zahl seiner jetzt noch vorhandenen Oelbilder möchte mit 2000 noch zu gering angeschlagen sein; ungefähr 1200 derselben sind gestochen worden; es sind darunter aber verschiedene von mehr als hundert Quadratfuss! Diese Ausdehnung des Schaffens verwirrt uns, der Massstab für eine solche Geistes- und Arbeitskraft fällt uns aus der Hand. Versuchen wir daher, von verschiedenen Richtungen her an den Genius heranzutreten und die einzelnen Strebungen seiner Kraft zu erfassen.

Ein jedes Kunstwerk, dessen Grösse uns erschreckt, erschliesst sich dem Nachdenken, wenn wir nach einander drei Dinge ihm abfragen. Erstens: Was bedeutet es? Sodann: Wie hat der Meister die Aufgabe erfasst? Drittens: Wie hat er sie gelöst? Erfindung, Composition und Ausführung — wer die z. B. bei einem Bilde trennt, sie einzeln betrachtet und zu fassen sucht, der ist auf einem sichern Weg zum Verständniss.

Also zuerst die Erfindung. Hier gibt es nun absolut keinen der Malerei möglichen Kreis von Gegenständen, den Rubens nicht durchschritten hätte. Die kirchliche Kunst, von den Todesleiden des Märtyrers und den Qualen der Verdammten bis zur Verklärung des Paradieses hinauf, die antike Mythologie in Bacchanalen, Amazonenschlachten und heiterer Liebessinnlichkeit, die Weltgeschichte des Alterthums und der mittleren Zeit, erschlossen sich seinem reichgebildeten Geist, der sieben Sprachen beherrschte, wie er denn bei der Arbeit gern aus den römischen Classikern sich vorlesen liess. Die Allegorie, eine oft so betrübte Lieblingsgattung seines Jahrhunderts, hat er mit so frischem Leben durchdrungen, dass sie bei ihm ihre frostige Natur meist gänzlich vergisst. Daneben aber geht sein Blick auf alle Gebiete der realen Welt, die ihn umgibt. Die Portraitmalerei schätzte er sehr hoch; er steht da in der Mitte zwischen idealer und realer Auffassung, stets den wirklichen Menschen gebend, aber mit dem höchsten Ausdruck von Geist und Gemüth, dessen dieser Mensch überhaupt fähig war. Man sieht sehr deutlich, dass Rubens nicht jeden Affen und Laffen zu malen annahm: die Menschen, denen er diese Ehre anthat, sind darum Elite und keine Dutzendköpfe. Scenen des täglichen Lebens griff er zunächst aus seinem eigenen blühenden und behaglichen Fa-

milienkreis heraus; der sogenannte Liebesgarten in Madrid, von welchem kleinere Copien in Dresden und Wien, bringt uns in die feine Gesellschaft seiner Zeit, während die Kirmess des Louvre den wildesten aller Bauerntänze vorführt. In diesem niedern Genre hat er indess am wenigsten sich bewegen mögen. Dagegen griff er gern in die Landschaft, nur mit weniger Glück, wie mir scheint. Zwar die stark bewegte Scenerie, Sturm und Unwetter, verstand er meisterlich; aber für die ruhige stille Stimmung der nordischen Ebene, die ihn umgab, hatte er wohl den Sinn nicht. Eine Landschaft will Raum und Licht; Rubens aber, der überall das Volle liebt, componirt die Landschaft zu reich in Linien und Staffage, und die Natur bei ihm beruhigt uns nicht. Dagegen erreicht seine feurige Natur aber wieder das Höchste, wenn er die Jagd malt. Wer kennt den herrlichen Apfelschimmel des Rubens nicht; gewiss ein prächtiges Thier aus seinen Ställen, denn er liebte die Rosse und hielt deren stets mehrere theils zum Reiten, theils für Modelle. In die Darstellung der wilden Thiere riss er den Snyders hinein, der zuerst in todtem Wild und Stillleben excellirt hatte. Die Hirschjagd in Berlin, der wilde Eber in Dresden, vor Allem jene Löwenjagd in München, wer könnte die vergessen, wo der arabische Scheikh von dem Löwen mit gewaltigem Sprung vom Ross gerissen wird, während dessen Erstgeborner bereits einen Jäger auf den Boden geworfen hat, die Löwin mit Wuthblick ihr Jüngstes schirmt, und die Menschen, beritten oder zu Fuss kämpfend, den Hass, den Rachezorn, die Todesangst der wilden Bestien in der Verzerrung ihres eigenen Antlitzes wiederspiegeln!

Das zweite wäre die Composition. Nicht in der Wahl seiner Stoffe allein, sondern auch in der Art wie er das einzelne Bild anordnet und ausstattet, zeigt sich der

Meister in seinem Geistesreichthum. Wenn Rubens denselben Gegenstand wiederholt angriff, so componirte er ihn stets wieder auf andere Art. Dann aber kam es ihm nie darauf an, sich bequem mit einem ausgedehnten Hintergrund loszukaufen und diesen Hintergrund dann mit einer kleinen Figurengruppe nur zu staffiren. Selbst bei der einfachsten Composition nimmt der Mensch ihm den Hauptraum ein. Rubens liebt es, seine ganze Leinwand mit Leben und Gestalt zu füllen. Gewiss nicht blos, weil er viele Altarbilder aufgetragen bekam, hat er so gern das Format des Hochbildes gewählt; denn auch in mythologischen Stücken liebt er starken Aufbau des Mittelgrundes. Er stellt seine Gruppen stets lieber in offenes Licht als in geschlossene Räume; dadurch gewinnt er eine Beleuchtung, welche alle Theile des Bildes vollkommen erhellt, und dies gibt ihm die Möglichkeit, auch den Mittel- und Hintergrund mit Gestalten zu beleben, welche ihre volle Bedeutung behalten. Dies unterscheidet ihn vor Allem von Rembrant, es unterscheidet ihn aber auch von allen frühern Italienern, die bei der Composition stets an das antike Relief zu denken scheinen. Rubens baut sich gern noch eine Erhöhung, etwa eine Freitreppe, in den Mittelgrund auf, um dort noch eine Masse von Nebenfiguren anzubringen. Nehme man einmal das Riesenbild der Anbetung der Könige im Museum zu Antwerpen, das er, beiläufig gesagt, in dreizehn Tagen soll zusammengemalt haben! Hier sind hundertvierzig Quadratschuh so ganz mit Figuren gefüllt, dass als Hintergrund fast gar kein Himmel mehr übrig ist. Nur oben links in der Ecke blieb noch ein Stück Luft, und da setzte der Meister noch einen Kameelkopf hin, der auf dem langen Hals sich höchst komisch herüberreckt, um auch einmal neugierig das Wunderkind zu betrachten!

Dies nun führt uns unmittelbar zum Dritten, zur Ausführung, und zwar zunächst zur Zeichnung. Rubens stellt seine Figuren nicht blos neben einander, er stellt sie vor Allem hinter einander. Seine Lust ist die Gruppe, weil in der Gruppe das Leben gewaltiger pulst als in der einzelnen Figur. Er hatte das Zeichnen so gründlich und so vielseitig studirt, dass er auch die kühnste Stellung ohne Modell mit voller Schärfe vor seinem geistigen Auge sah. Dass aber diese Gruppen sich nicht verwirren, dafür dient ihm ein Doppeltes: das ist einmal die starke Bewegung, wodurch jede Figur sich doch wieder aus dem Knäuel löst, und das ist ferner die Brillanz der Farbe, die bei aller Harmonie alles Einzelne klar von den nächsten Gegenständen absetzt.

Rubens ist freilich ganz ein Sohn seiner Zeit. Das siebzehnte Jahrhundert brachte zur vollsten Entfaltung die Leidenschaft. Für seine Ueberzeugung griff der Mann rasch zum Schwert: nie wohl ist in Europa der Wille so entschlossen in die That hinausgesprungen als während jener Kriege, wo der politische Kampf der zwei grossen Weltprincipien, Auctorität und Selbstbestimmung, überall durch die religiösen Unterschiede erhitzt und wild gemacht wurde. Dem Tod, der überall lauerte, gewann jenes kräftige Geschlecht dann wieder den Genuss des Lebens mit viel grösserer Keckheit ab, als wir dessen noch fähig sind. Und hier liegt der tiefste Grund zum Verständniss des Rubens: er ist begeistert für das sinnliche Leben, für starke Bewegung, er malt immer die That: es ist ihm mehr um die Handlung als um die Seele zu thun. Hier liegen auch seine Schwächen. Die Kraft des Todesmuthes machte jene Zeit auch roh und grausam; die Scheiterhaufen und Religionskriege in den Niederlanden, der dreissigjäh-

rige Krieg in Deutschland gewöhnten die Menschen an grauenvolle Scenen, und das starknervige Geschlecht wollte in der Kunst vor Allem Kraft, Sinnenfülle und Erschütterung. Gerade wie sein Zeitgenosse Shakspere, hat auch Rubens, gleich jenem sonst ein so feingebildeter Mann, seinem Zeitalter doch auch den Tribut zahlen müssen. Aus dem Element der zarten stilvollen kirchlichen Kunst springt er heraus. Die grosse Kreuzigung in Antwerpen zeigt seine Feinheit neben seiner Rohheit. Der Kriegsknecht durchstösst Christi Brust; die knieende Magdalena, die von eigenem Körperschmerz ja nicht berührt wird, zuckt zusammen unter dem Stoss, der den heiligen Leib versehrt, und hebt mit einer unvergleichlich beobachteten unwillkürlichen Bewegung die Hände empor, als könnte sie die Lanze von Seinem Herzen abhalten. Neben diesem Zartgefühl aber auch das Entsetzliche: Einer der Henker zerschlägt mit einer eisernen Keule dem einen Schächer das Schienbein; in dem gräulichen Schmerz reisst der Mann den einen Fuss durch den Nagel heraus und streckt ihn krampfhaft zuckend in die Luft. Auf der Marter des heiligen Livinus im Museum zu Brüssel reisst der Scherge dem Bekenner mit einer Schmiedezange die Zunge aus dem offenen Mund; daneben steht lauernd eine grässliche Dogge: er wirft ihr das zuckende Fleisch zu, und die Bestie verschlingt es mit Gier. Ich darf hier um Ihrer Nerven willen nicht weiter gehen; Jedem aber ist wohl aufgefallen, dass Rubens von seiner Leidenschaft für sinnliche Kraft oft über die Grenzen der Schönheitslinie gerissen wurde. Seine nackten Frauen werden so oft unfein, seine Männer schwelgen in herculischen Formen und gewaltsamen Stellungen. Ueberall drängt seine Kunst auf das Dramatische hin, auf den Effect, und so werden ihm selbst re-

ligiöse Scenen, die ihrer Natur nach uns beruhigen sollten, durch die uniforme Wildheit der Behandlung stillos.

Diesem entspricht nun endlich die Farbe. Auf dem Punkt ist nur Eine Stimme: als Colorist steht Rubens unübertroffen da. Allerdings sehen wir so manche seiner Bilder nicht mehr wie er sie malte. Sie finden oft bei ihm im Fleisch, besonders im weiblichen, ein heftiges unharmonisches Roth auf den Wangen, um die Augen, an den Ellbogen. Rubens pflegte sehr kraftvoll, mit wenig gebrochenen Farben zu untermalen: darüber setzte er seine Lasuren, mit denen er die Durchsichtigkeit hervorbrachte, welche Luft und Licht den Farben der wirklichen Gegenstände geben. Diese Lasuren haben aber die Tendenz, mit der Zeit transparent zu werden und die herbe unter ihnen liegende Farbe durchscheinen zu lassen. Andre Bilder sind auch durch Waschen und Putzen dieser letzten harmonisirenden Uebermalung beraubt, wie dies z. B. bei allen Bildern der Gallerie Medici im Louvre der Fall ist, wo die kraftvolle Untermalung jetzt unruhig und heftig zu Tage tritt. Im Ganzen aber war seine Technik höchst solid, seine Gemälde haben wenig nachgedunkelt; wo sie gut erhalten sind, da walten überall die warmen Töne vor, und das Colorit hat eine leuchtende Frische, die das Herz erfreut. Wie Mozarts farbige Musik durch's Ohr, so setzt ein Saal voll Rubens'scher Bilder durch's Auge die Seele in einen festlichen Rausch. Sein Pinselstrich ist kühn und breit in leidenschaftlichen Scenen, aber auf den kleinern Bildern, besonders solchen von anmuthigem Charakter, führt er sehr sorgfältig aus und vermalt die Farben mit der grössten Feinheit. Der gelbe Ton im Fleisch des Mannes, das sanfte Incarnat seiner Blondinen übertrifft die Leistungen der besten Italiener. Dies blieb ihm auch bis

in's Alter: die zahllosen Bestellungen haben ihn nicht übermüthig und sorglos gemacht. Sein letztes Bild, der mit dem Kopf nach unten gekreuzigte Petrus in Köln, gehört in Gruppirung, Zeichnung und Farbe geradezu unter seine vollendetsten Werke.

Den gewaltigen Leistungen des Rubens ist aber auch sein Zeitalter mit einer Anerkennung entgegengekommen, wie es nur wenigen Erwählten des Glückes zu Theil wird. Er war persönlich ein hinreissender Mensch; schön, von eleganter Erscheinung, wohlwollend und selbst die Feinde mit sich versöhnend. Es existirt eine Radirung, welche er selbst soll gemacht haben: an dem brennenden Licht einer alten Frau zündet ein halbwüchsiger Knabe sein Kerzchen an. Darunter zwei lateinische Verse des Inhalts, dass man Licht von Licht nehmen dürfe, denn wenn auch Tausend anzünden, verliere ja die Flamme dabei nichts. Dieser gewiss von Rubens selbst gewählte, vielleicht sogar von ihm verfasste Spruch drückt so recht den grossartigen Sinn aus, in welchem er sein Pfund verwerthete. Solche Eigenschaften machten ihn bei der ganzen bürgerlichen Gesellschaft populär und selbst im Kreise der Künstler beliebt, gaben ihm aber, zugleich mit dem Bewusstsein seines Genies, auch eine vollkommene Sicherheit im Verkehr mit den Fürsten der Welt. Durch seine Reisen in Spanien und Frankreich, durch seine Verbindung mit einflussreichen Personen in England war der Gedanke nahe gelegt, er möchte auch neben der Kunst andre schwerere Aufgaben zu lösen befähigt sein. Nach dem Tode des Erzherzogs Albrecht wünschte Isabella zwischen den protestantischen und den spanischen Niederlanden definitiv Frieden zu schliessen; dies aber war unmöglich, so lange die grossen Mächte noch im Krieg standen. Sie richtete den Blick auf Rubens, um zunächst zwischen Spa-

nien und England zu vermitteln. Ich erzähle hier nicht, wie es dem geradsinnigen und doch feinen Manne gelang, die Könige beider Länder für den Frieden zu gewinnen und den Abschluss dieses Friedens wirklich vorzubereiten. Auch seine letzte verunglückte Sendung, um nun auch zwischen Brüssel und dem Haag Frieden zu stiften, übergehe ich um so lieber, weil ich als Demokrat seine Haltung dabei nicht billigen könnte, die ihm in dem groben Brief eines impertinenten Adeligen die einzige scharfe Demüthigung seines ganzen Lebens zugezogen hat. Auch die vielen Auszeichnungen, die ihm seine diplomatischen Erfolge eintrugen, machen ihn nicht grösser als er durch seinen Genius ist. Nicht sein Adelsbrief und Wappen, nicht der Rittertitel, den England und Spanien wetteifernd ihm verliehen, nicht der Staatsdegen, die goldnen Gnadenketten und Hutschnüre, von Fürsten ihm geschenkt, sind es, wodurch ein Rubens unsterblich wird. Dass er von Cambridge den Grad als Master of Arts erhalten hat, das wird selbst keinen Professor bestechen, ihn etwa den Magister Rubens zu nennen. Nur auf sein Privatleben mag noch ein Blick vergönnt sein: denn wie der Mensch in seinem Hause lebt, das ist auch im Urtheil über den Künstler nicht gleichgültig.

Ein Mann mit den Vorzügen des Rubens durfte es wagen, noch mit 53 Jahren eine Frau von sechszehn Jahren in sein durch dreijährige Reisen verödetes Haus einzuführen. Es war eine Nichte von ihm, die Tochter der Schwester seiner ersten Frau. Er hat, glaube ich, lange vorher im Stillen das blühende Kind im Herzen getragen. Auf dem allegorischen Bild des Friedens in der Londoner Nationalgallerie, das er in England selbst zum Geschenk für Karl I. malte, finde ich ein fröhliches Mädchen auf der reizenden Zwischenstufe zwischen Kind und Weib, das ganz die Züge

der Helene Fourment trägt. Das war im Jahre 1629. Als er jetzt von England heimkehrte, trat ihm die junge Schönheit voll aufgeblüht entgegen, und am 6. December 1630 fand die Trauung statt. Helene war eine prachtvolle Blondine, mit langem, lockigem Haar bis zur Kniebiege herab, hellen, spielenden Augen wie ein Kind, die Formen zu flandrischer Fülle neigend. Als des Rubens Hausfrau repräsentirte sie dessen fürstlichen Haushalt vortrefflich; sie kleidete sich wie eine Königin; sie war eitel und freute sich, scheint es, ihrem glücklichen Gatten als Modell zu dienen, um ihre Reize auf die Nachwelt gebracht zu sehen. So war es für den alternden, mit allen weltlichen Ehren und Glücksgütern gesättigten Mann leicht, das Haus zu lieben, in welchem sie ihn fast noch zehn Jahre beglückt hat. Diese letzten Jahre waren zuweilen nur durch die Gicht verbittert, der er auch am 30. Mai 1640, erst 63 Jahre alt, nach kurzem Krankenlager erlegen ist.

Während der letzten Jahre wohnten sie in der schönen Jahreszeit auf dem Schlosse Steen, einem alterthümlichen Ziegelgebäude inmitten von Wassergräben, in reichbewachsener Landschaft, das er 1635 gekauft hatte. Daheim in Antwerpen war sein Leben höchst geregelt. Rubens besass nicht allein die grosse Eigenschaft des wahren Genies, den Fleiss, sondern auch die zweite, nicht seines Genies auf Kosten anderer Leute zu pflegen, sondern sein Haus gut bürgerlich zu bestellen. Er ist als Millionär gestorben; seine Einnahmen rechnete er zuletzt auf 75,000 Franken jährlich; die Sammlungen und die reservirten Bilder brachten nach seinem Tode über 600,000 Franken ein. Morgens früh hörte er jeden Tag seine Messe; dann malte er bis eine Stunde vor Mittag, und Nachmittags begann die Arbeit bald wieder. In der Dämmerung liebte er einen Spazierritt. Be-

suche von Freunden im Atelier hatte er gern; neben sechs lebenden Sprachen schrieb und redete er das Lateinische fertig, und er liebte es, wenn man beim Malen ihm vorlas oder musicirte. Das Hauswesen in der künstlerisch reich geschmückten Wohnung, mit zahlreichen Dienstboten, vielen Gehülfen, hübschen Kindern, machte den Eindruck von Ordnung und dabei doch von festlicher Vornehmheit.

So blieb Rubens, an Rang und Stellung ein ganzer Cavalier, in seinen Sitten dem bürgerlichen Leben, in seinem Gemüth der bürgerlichen Tugend treu. Ein strenger Geschäftsmann, der gut zu sparen verstand, trat er zu Zeiten, wenn der Zweck es rechtfertigte oder das Herz ihn antrieb, mit grossartiger Generosität auf. Ein durchaus geistig gesunder Mensch: wir kennen kein Laster, keine Gemeinheit, nicht einmal eine schlechte Angewohnheit, die je Macht über ihn gewonnen hätte. Sein Leben steht sehr klar vor uns, wir wissen manchmal das Intimste von ihm; niemals aber verlautet, dass er, der Liebling der Höfe, der schönste und populärste Mann seines Volkes, ein leichtes Verhältniss zu irgend einem Weibe gehabt hat. Sollte man nicht denken, dass der Fehltritt seines Vaters ihn gewarnt habe vor Beziehungen, die unvermeidlich auch für den Mann eine bittre Frucht im Schoosse tragen? Und doch hat dieser Meister, mit seinen zwei schönen Frauen begnügt, die ganze Fülle auch des sinnlichsten Reizes in seine Werke ergossen. Wenn Ei[illegible] Mann, hat Rubens den Beweis geliefert, dass das G[illegible]nie zu den allerhöchsten Leistungen der Atmosphäre der Liederlichkeit nicht bedarf.

Obwohl es nicht gebräuchlich ist, Vorträgen von populärer Natur Begründungen oder Beweisstücke beizugeben, finde ich mich diesmal zu einer Ausnahme veranlasst, weil der Vortrag über Rubens einige Angaben enthält, wegen deren man in Deutschland mich angreifen möchte. Dafür habe ich dem Leser alle Anmerkungen unter dem Text erspart.

Die neuern Schriften über Rubens hat Mr. Wornum in seinem vortrefflichen Katalog der Londoner Nationalgallerie angeführt. Nachzutragen wäre die Uebersetzung eines Theils seiner von Gawet veröffentlichten Correspondenz, in Guhls Künstlerbriefen, Band II, wo man über des Rubens letzte Demüthigung in der diplomatischen Carriere Auskunft erhält. Dann ist neu hinzugekommen die zweite Auflage von Alfred Michiels Histoire de la peinture flamande, die von der Mitte des 6. bis zum Schluss des 8. Bandes (1868—69) die Lehrer des Rubens, ihn selbst und seine Schule behandelt, nachdem der Verfasser schon früher in der kürzern ersten Auflage denselben Gegenstand geschildert und den auf Rubens bezüglichen Theil seines grossen Werkes auch in separatem Abdruck herausgegeben hatte. Herr Michiels wird von den deutschen Kunsthistorikern sehr ungerecht negligirt, weil er allerdings manches Gewagte behauptet, oft einen fatalen Ton anschlägt und von der deutschen Kunst gering denkt. In der Arbeit über Rubens hat er gleichwohl weit das Beste geleistet, was wir über den Meister besitzen. Er gibt eine Menge neuer Thatsachen, berichtigt viele Irrthümer und falsche neue Hypothesen und arbeitet durchweg aus den Quellen, obwohl er des Rubens Sachen in Italien und Wien nicht selber gesehen hat. Auch sein Urtheil über Rubens als Mensch und Künstler ist überzeugend: die Schüler zweiten Rangs betreffend, ist er überhaupt der Erste, der etwas halbweg Genügendes bringt. In den historischen Thatsachen bin ich daher ihm gefolgt: so hat er z. B. zuerst bemerkt und erwiesen, dass Helene Fourment des Rubens Nichte war.

Bezüglich des Adam van Noort, des zweiten Lehrers von Rubens, folge ich ihm ebenfalls, im Widerspruch mit den belgischen Forschern, welche ihn als den eigentlichen Vorläufer der Richtung seines Schülers ansehen. Ich kenne die Beweise nicht, worauf der sonst so lehrreiche Katalog des Museums zu Antwerpen die Behaup-

tung gründet, dass das grosse Bild des Petrus mit dem Zinsgroschen, jetzt in St. Jacques zu Antwerpen, von Adam van Noort gemalt sei. Ich kenne aber das Bild selbst und werde nie glauben, dass es vor dem stärksten Einfluss des Rubens auf seine Umgebungen entstanden ist. Ehe ich Michiels' Urtheil über dasselbe kannte, habe ich es ebenfalls für Jordaens gehalten, der bekanntlich wie Rubens selbst ein Schüler des van Noort gewesen ist.

Nur auf einem Punkt bin ich Herrn Michiels gefolgt ohne begründete Ueberzeugung: ich bin ihm aber doch gefolgt, und darum will ich den Punkt angeben. Nachdem er die Geschichte von des Rubens Vater mit der Anna von Oranien nach den beiden Schriften von Backhuizen van den Brinck erzählt hat, deutet er an, dass in der Peterskirche zu Köln sich die Grabschrift des Jan Rubens befinde, worin die edle Wittwe die fromme Lüge ausspricht, dass während 26 Ehejahren ihr Mann sie nie betrübt habe. Diese Inschrift ist jetzt in der Peterskirche nicht zu finden, ich habe sie selbst vergebens gesucht. Es sollen allerdings bei der neuen Pflasterung des Innern mehrere Grabschriften verdeckt worden sein, wie mir der Küster sagte: in Köln scheint man jedoch nicht zu wissen, dass je eine solche Inschrift bestand.

Der auf Seite 21 erwähnte Spruch unter der Rubens'schen Radirung lautet im Original:

Quis vetet apposito lumen de lumine tolli
Mille licet capiant, deperit inde nihil.